

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 18 (1947)

Heft: 3

Artikel: Warum Pflegeheime? : Ein aktuelles Problem : ausreichende und menschenwürdige Fürsorge für alte Kranke!

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-806003>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stellen und das erworbene Wissen in den Dienst der Menschlichkeit ausserhalb und innerhalb seiner Berufstätigkeit praktisch auszuwerten.

Literaturnachweis

1. Abderhalden: Die Grundlagen unserer Ernährung und unseres Stoffwechsels (Huber, Bern), 202 S., Fr. 8.50.
2. Dubois-Zollinger: Einführung in die Unfallmedizin, unter bes. Berücksichtigung schweiz. Verhältnisse (Huber, Bern), 670 S., Fr. 35.—.

3. Kautsky: Teufel und Verdammte (Büchergruppe, Zürich), 328 S.
4. Haenssler-Gschwind: Im Kampf um Wissen und Wahrheit (Huber, Bern), 135 S., Fr. 6.20.
5. Baumgarten: Die Geschichte der abendländischen Philosophie. Eine Geschichte des geistigen Fortschritts der Menschheit (Mundus-Verlag, Basel), 618 S., Fr. 32.—.
6. Meng, Morgenthaler, Pfister, Repond, Stokvis, Wintsch, Zulliger: Praxis der seelischen Hygiene (Schwabe-Verlag, Basel), 279 S., Fr. 18.—. (Ein Werk der Gemeinschaftsarbeit von Arzt, Lehrer und Theologe.)



I.

Die Verhandlungen im Zürcher Gemeinderat haben gezeigt, dass das Pflegeheim heute nötiger ist als je. Weite Kreise der Bevölkerung sind an der Lösung dieser Frage interessiert. Aus täglicher Erfahrung haben sich auch die Zürcher Krankenhausfürsorgerinnen zu diesem Problem geäussert, und wir geben nachfolgend eine Zusammenfassung aus einer Darlegung in den «Neuen Zürcher Nachrichten».

Wenn ursprünglich das Spital dem Pflegezweck gewidmet war, so traten im Laufe der Zeit der Heilzweck und die Krankenbehandlung in den Vordergrund.

Die dauernde Verpflegung Chronischkranker und Unheilbarer lässt sich kaum mehr mit dem Betrieb eines modernen Krankenhauses vereinen und muss daher von den Pflegeheimen übernommen werden. In früheren Zeiten haben unsere Betagten Aufnahme und Betreuung im eigenen Familienkreise gefunden, oder sie sind durch ihre Gemeinden einfach in Armenhäusern versorgt worden. Platzmangel in den heutigen kleinen Wohnungen, verschärft durch die bestehende Wohnungsnot, Rationierungs- und Heizungsschwierigkeiten, berufliche Beanspruchung auch der weiblichen Familienglieder ausser dem Hause, gelegentlich ein Mangel an Bereitschaft zur Uebernahme einer schweren Pflegeaufgabe erklären die erhöhte Nachfrage nach Unterbringungsmöglichkeiten in Heimen. Dazu kommt, dass die bestehenden Alters-

Warum Pflegeheime?

Ein aktuelles Problem:

Ausreichende und menschenwürdige Fürsorge für alte Kranke!

und Bürgerasyle in vielen Fällen für die Aufnahme dauernd Bettlägeriger ungeeignet sind. Ein weiterer wesentlicher Faktor ist die zunehmende Ueberalterung unserer Bevölkerung: von 1000 Einwohnern waren im Jahre 1880 60 sechzigjährig oder älter, 1942 waren es mehr als doppelt so viel, nämlich 123! Bei einer solchen Entwicklung wird das Pflegeheim in der zukünftigen Gesundheitsfürsorge eine nicht zu unterschätzende Bedeutung bekommen. Nicht ausser acht zu lassen ist dabei die viel grössere Wirtschaftlichkeit des Pflegeheimhaushaltes im Vergleich zum heute sehr kostspieligen Betrieb eines Akutkrankenhauses oder gar einer Universitätsklinik, bringt doch dem Staat ein Patient im Kantonsspital täglich ein viel grösseres Defizit als in einem städtischen oder privaten Pflegeheim. Anderseits sind die Hauptkliniken sehr oft nicht im erwünschten Mass aufnahmefähig, weil ihre sogenannten Pflegefälle nicht rechtzeitig und zweckmäßig verlegt werden können. So bleibt ein 78jähriger während Monaten auf der Klinik, da ihn ein seinem Zustand entsprechendes Heim auf dem Platze Zürich nicht übernehmen kann. Eine auswärtige Versorgung kann seiner schwer herzkranken Frau aber nicht zugemutet werden; es würde ihr dadurch jede Besuchsmöglichkeit genommen.

Diese Hinweise dürften ausreichend erklären, dass die wenigen Heime, welche bisher zur Aufnahme von alten Kranken bereitstanden, nicht mehr genügen. Mit der Erstellung neuer Pflegestationen für Chro-

nischkranke könnte endlich die Lücke geschlossen werden zwischen Altersheimen für gesunde Greise und Greisinnen und den Akutkrankenhäusern. Mit vollem Recht haben dies darum alle jene seit langer Zeit unermüdlich gefordert, die in jahrelanger Erfahrung die eigene Ohnmacht den bestehenden Verhältnissen gegenüber und damit die ganze Bitterkeit des Fragenkomplexes zusammen mit ihren bedauernswerten Schutzbefohlenen erleben.

Es wurde denn auch in den Debatten im Zürcher Gemeinderat von keiner Seite das *Bedürfnis* und die *Dringlichkeit* des Problems bestritten. Zu unserer besonderen Freude scheint die Stadt Zürich als Gemeinde prinzipiell bereit zu sein, mehr als bisher die Fürsorge für ihre alten Kranken selbst zu übernehmen und sie nicht mehr vorwiegend privaten Institutionen oder dem Kanton überlassen zu wollen. Wenn wir bedenken, dass auf Stadtgebiet knapp 200 Pflegebetten zur Verfügung stehen, d. h. 0,8 Betten auf 1000 Einwohner, während in Stockholm beispielsweise 3,2 Betten für Chroniker pro 1000 Einwohner berechnet werden, müssen wir eingestehen, dass die Bereitstellung von weiteren gutgeführten Pflegeheimen in der Stadt und im Kanton sich schon seit Jahren gerechtfertigt hätte. Wenn die Zahl der effektiv vollzogenen Dauerversorgungen nicht weiter ansteigt, so nur deshalb, weil ungefähr gleich viel Kranke — im Kantonsspital Zürich jährlich über hundert — überhaupt nicht zur Unterbringung in einem geeigneten Heim kommen, vor der oft erst nach Monaten zu erwartenden Einberufung sterben oder mangels Platz im Spital in ganz ungenügende häusliche Pflege entlassen werden. Was das in Wirklichkeit zu bedeuten hat, zeigt folgendes Beispiel: Neben der schweren Krebskrankheit machen sich bei Frau X senile Zustände bemerkbar. Sie lebt mit der einzigen Tochter zusammen, welche ihren Lebensunterhalt ausser Haus verdienen muss und den ganzen Tag abwesend ist. Es bleibt nichts anderes übrig, als Wohnung und Gas abzusperren, der Mutter das Essen hinzustellen und sie ihrem Schicksal zu überlassen, hoffend dass ab und zu eine Nachbarin nach ihr sieht. In grösster Angst kehrt die Tochter jeweils abends heim, nicht wissend, wie sie Mutter und Wohnung vorfindet.

Für die städtischen Heime Waid und Bethanienheim liegen dauernd ca. 150 Anmeldungen vor; die Wartezeit beträgt 10—12 Monate. Bei der ständigen Ueberfüllung der kantonalen Anstalten in Wülflingen und Rheinau ist, abgesehen von den Härten, welche mit einer auswärtigen Placierung für alle Beteiligten verbunden sind, praktisch die Ueberführung von solchen Kranken nur in Ausnahmefällen möglich. Daraum kann es passieren, dass eine Frau, selbst erkrankt und spitalbedürftig, ihren gelähmten Mann, den sie während Wochen zu Hause gepflegt hat, in einer Anstalt ausserhalb des Kantons unterbringen lassen muss, um sich selbst der nötigen Operation unterziehen zu können.

Diese Kalamität zeigt sich für alle dauernd Pflegebedürftigen, für Alterstuberkulöse und senildemente Arteriosklerotiker, chronische Herzpatienten, Krebskranke usf. Wir können darum auch jenen 76jährigen Herzkranken verstehen, der 30 Jahre lang in Zürich gelebt hat, nun stets auf Pflege angewiesen

bleibt, in der Stadt aber nirgends unterkommen kann, wenn er rundweg erklärt, sich lieber das Leben nehmen, als irgendwo auswärts versorgt werden zu wollen.

II.

Wir stehen *heute vor folgender Situation*: Die Zürcher Spitäler und Bezirksasyle sind meist vollbelegt, wenn nicht zeitweise überfüllt mit Akutkranken. Es fehlen im Kanton, vor allem in Zürich und Winterthur aufnahmefähige Pflegeheime, so dass die Wartezeiten viel zu lange sind. Versorgen wir unsere Pfleglinge ausserhalb der Stadt oder gar in einem andern Kanton, was bei der jetzigen Lage in der Stadt Zürich unvermeidlich ist, so entstehen harte materielle Konsequenzen, z. B. die eine, dass sie aus dem Obligatorium der Krankenversicherung ausgeschaltet werden. Es kommt nicht selten zur Armengenössigkeit bei Leuten, die, auf Stadtgebiet untergebracht, nie aus öffentlichen Mitteln hätten unterstützt werden müssen.

Ist die auswärtige Versorgung nicht zu umgehen, so fühlt sich der von ihr Betroffene — wem ginge es anders? — isoliert von seinen Angehörigen. Die Besuchsmöglichkeiten sind gering, weil z. B. zurückbleibende Ehegatten meist ebenfalls alt und gebrechlich sind und ihnen das Reisen beschwerlich oder gar unmöglich wird. Was sagen wir aber dazu, wenn wir eine 50jährige gute Ehe für die paar letzten Lebenstage oder Wochen trennen müssen, wer kann sich nicht in solche Härten einfühlen? Dazu kommen finanzielle Schwierigkeiten, die durch häufige auswärtige Besuche entstehen und die nicht unbedeutend sind, wenn man sich vorstellt, dass es sich meist um Angehörige mit kleinstem Einkommen handelt. Für Erwerbstätige wiederum ist die Besuchsmöglichkeit ihrer Familienglieder aus Zeitgründen sehr beschränkt. Stadtbürger fühlen sich jeweilen mit Recht besonders benachteiligt. Es gehört zum Schwersten, die verzweifelten Angehörigen zur Einwilligung in die ärztlich gebotene Massnahme zu bewegen und sie davon zu überzeugen, dass wir selbst mit dem besten Willen und trotz voller Hilfsbereitschaft das Geschick nicht abwenden können, ein erkranktes liebes Familienglied fortgeben zu müssen.

Die Aussicht, in einigen Jahren im Zusammenhang mit dem neuen Kantonsspital Zürich und durch die Eröffnung des Stadtspitals einige hundert Betten für chronisch Kranke zu erhalten, kann uns bei aller Anerkennung der Bemühungen Einzelner um diese Lösungen, in der heutigen unheilvollen Notlage wenig trösten. Der Stadtrat hat den Auftrag bereitwillig entgegengenommen, Vorschläge für geeignete Provisorien zu machen, um der herrschenden Bettensnot für chronisch Kranke rasch entgegen zu wirken. Auf Grund genauer Kenntnis der Sachlage und in der festen Ueberzeugung, dass das Bedürfnis weniger nach Alters-, als vielmehr nach Pflegeheimen in den kommenden Jahren weiterhin zunimmt, und dass die Stadt- und Kantonsspitäler dasselbe nicht voll oder erst viel später befriedigen können, möchten wir das Verlangen nach möglichst rascher Abhilfe doppelt unterstreichen, obwohl wir uns der Komplikationen, z. B. durch den bestehenden Schwesterman gel, voll und ganz bewusst sind. *Darum: Förderung*

privater, gut geführter Heime durch Subventionierung für Renovationen und Weiterausbau und rasche Erstellung von Pavillons, eventuell als Annexe bestehender städtischer (Waid) oder kantonaler (Wülfingen, Wäckerlingsstiftung) Anstalten. Es ist dies ein allerdringlichstes Postulat, das auf die Dauer nicht ohne Schaden ignoriert werden kann und dessen Erfüllung mithineingehört in eine vorausschauende Planung im Krankenhauswesen. Es geht aber auch um ein zentral menschliches und soziales Problem: die ausreichende und menschenwürdige Fürsorge für alte Kranke!

Wer kann sich der Einsicht erwehren, dass die gegenwärtige Situation Sofortlösungen ruft! Wer muss nicht unseren Wunsch und unsere Hoffnung teilen, dass die begonnene Diskussion über das Pflegeheimproblem nicht wieder verstummen möge, bis in allernächster Zeit befriedigende Lösungen gefunden sind?



PRAKTISCHE ANREGUNGEN

Wir schmücken den Ostertisch

Nur keine Angst! Wir wollen den vielgeplagten Hausmüttern nicht eine neue Arbeit aufbürden, denn in der Festzeit, ob es nun Weihnacht oder Ostern ist, sind sie ohnedies belasteter als sonst. Gewiss gibt es aber im Heim oder in der Heimkommission hilfsbereite Hände, die gerne bereit sind, diese Arbeit auszuführen. Und es braucht ja so wenig, um ein bisschen Osterstimmung herzuzaubern!

Als kleines Mädchen war ich wegen einer Blinddarmanoperation in der Osterzeit im Spital, und zu meiner grossen Freude war ich bald so weit hergestellt, dass ich aufstehen durfte. Da fragte mich eine der Schwestern, ob ich ihr helfen wolle, die Servierbretter jener Patienten zu schmücken, die nicht am Essen im grossen Saal teilnehmen konnten. Mit Eifer suchte ich im Garten die ersten Frühlingsblumen zusammen, es waren hauptsächlich Immergrün, und nun wurden mit kleinen Ranken und den zierlichen ersten Lenzesboten den Kranken etwas Frühlingsähnlichkeit gebracht.

Wer acht Tage vor Ostern, einige Goldglöcklein (*Forsythia*)-Zweige einstellt, hat sie frisch aufgeblüht für Ostern, aber auch einige Ranken Immergrün, ein paar Schneeglöcklein oder Schlüsselblümchen geben dem Ostertisch eine freundliche Note. Wer über genügend Helfer verfügt, kann aus leeren Eierschalen hübsche kleine Väslein machen. Bei sorgfältig aufgebrochenen Eiern wird der Schalenrand möglichst gerade gebrochen, nachdem man die entleerten Eierschalen sauber gewaschen hat. Dann lässt man sie trocknen. Inzwischen haben wir kleine Kartonstücke rund geschnitten und mit Farbstift oder Wasserfarbe getönt. Mit irgendeinem Klebemittel (Leim, Cementit usw.) klebt man die Eierschalen an, und schon ist das Väslein fertig, das nach Belieben noch bemalt werden

kann. Lassen sich keine Frühlingsblumen finden, so holen wir im Wald etwas Moos, ordnen dieses hübsch darein und stecken einige Papierblümchen, die sich leicht mit etwas buntem Papier anfertigen lassen, in das Moosbettchen. Diese kleine Anregung möchte zeigen, wie mit wenig Mitteln und nur etwas Liebe zur Sache ein hübscher Schmuck gemacht werden kann.

x.

Anstaltpatenschaften

Als vor kurzer Zeit der «Schweizer Beobachter» das Problem der Pflegekinder aufgriff und einen Aufruf erliess, es möchten sich doch recht viele Leute für diese Frage interessieren, haben sich u.a. auch ziemlich viele Männer und Frauen bereit erklärt, die Patenschaft für ein Anstaltskind zu übernehmen. Die Leistung eines Paten würde in der Regel darin bestehen, dass er einem Anstaltskind, das keine Angehörigen hat, sozusagen keine Korrespondenz bekommt, oder von seinen Angehörigen nicht besucht wird oder werden kann, bis zu einem gewissen Grade die fehlenden Verwandten zu ersetzen sucht. Das Zentralsekretariat Pro Juventute hat sich über jede einzelne Adresse erkundigt und besitzt nun eine Kartei aus den verschiedensten Landesteilen. Nun ergeht an die Anstalten die Einladung, solche Kinder zu melden. Das Zentralsekretariat Pro Juventute würde dann die entsprechenden Adressen zur Verfügung stellen und es läge in der Hand der Anstaltsleitung, für die Verbindung zwischen Pate und Patenkind zu sorgen.

Wir sind überzeugt, dass bei zweckmässiger Einrichtung und Ueberwachung durch solche Patenschaften Gutes gewirkt werden kann und hoffen daher, es werde auch auf Seiten der Anstalten das notwendige Vertrauen nicht fehlen.

Invalide Weissnäherin

